

Zeitschrift: Kinema
Herausgeber: Schweizerischer Lichtspieltheater-Verband
Band: 3 (1913)
Heft: 13

Artikel: Die Eröffnung der Cineslichtspiele
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-719243>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

kommt es, daß letzten Endes weder der Hausbesitzer noch der Kinomietler einen Vorteil von der unsinnigen Mietsteigerung haben, sondern irgend ein rücksichtsloser Dritter, der sich ins Fäustchen lacht. Jede unsinnige Mietwertsteigerung über den eigentlichen Grund- und Bauwert hinaus rächt sich im Wirtschaftsleben und zwar nicht nur an dem armen Mieter, der zu teuer sitzt, sondern auch an dem Hausbesitzer selbst. Auch dann, wenn der Hausbesitzer das Haus nicht verkauft, es aber entsprechend dem höheren Mietzinsertrag höher belastet, wendet sich zum Schluß die Steigerung gegen ihn. In einzelnen Stadtteilen ausländischer Großstädte hat der Mietzinswucher in der Gründungsperiode der Kinos zu Katastrophen auf dem Grundstücksmarkt geführt, bei denen seltener die Kinobesitzer als die Grundbesitzer und Banken die Leidtragenden waren.

Nun kann man es aber auch einem Hausmeister, der ein gutgehendes Kino als Mieter hat, nicht verdenken, wenn er sich versucht fühlt, von der Rendite des Kinos mehr als den ursprünglich ausgemachten Zins zu genießen. Diese mehr oder weniger von Neid getragene Stimmung macht ihn den Verlockungen der „Ausmieter“ zugänglich. Ein erfahrener Kinofachmann wird dem vorbeugen, indem er den Hausmeister beteiligt. In Deutschland ist die Beteiligung des Hausmeisters am Kino in der Form der G. m. b. H. gang und gäbe geworden, besonders in Provinzstädten. Bei uns in der Schweiz kann man statt der G. m. b. H. die noch bequemere Rechtsform der Genossenschaft wählen, deren Gründungsvorgang zwar etwas schwerfällig, deren Geschäftsführung aber bequemer ist. Die Beteiligung des Hausmeisters ertötet jede Möglichkeit, von gewissenlosen Glückrittern und Ueberbietern ausgemietet zu werden und macht den Hausmeister zum Interessenten am Kino. Solange dies nicht möglich ist, empfiehlt es sich, Mietsverträge über Kinos nur mit grundbuchlicher Eintragung abzuschließen, sonst kommt es eben zu Mietzinssteigerungen in der Form des Besitzwechsels, wobei der neue und glänzend hineingelegte Hausbesitzer auch dann steigern muß, wenn er es nicht einmal will, weil er eben selbst zu teuer gekauft hat. Ein grundbuchlich eingetragener Mietsvertrag dagegen kann durch keine Handänderung vernichtet werden.

Der besonnene Grundbesitzer wird es zu würdigen wissen, wenn der erfahrene Kinofachmann entweder grundbuchlichen Mietsvertrag oder Beteiligung verlangt, denn er hat selbst ein Interesse an gesunden Bodenverhältnissen. Daß es in der Kinobranche immer Leute geben wird, die sich alle Mühe geben werden, andere Kinobesitzer auszumieten, wird wohl nicht zu verhindern sein. Seriösen Kinofachleuten aber, die ein neues Theater gründen wollen, sei in ihrem eigenen Interesse dringend geraten, sich lieber mit dem künftigen Hausmeister zu verassoziiieren und ein neues Theater in einer vernünftigen Lage hochzubringen als andere Leute durch Ueberbietung auszumieten.

L. W. Stäubli.

Die Eröffnung der Cineslichtspiele.

Der erste deutsche Kinobau hat nun, kurz vor den Ostertagen, seine Pforten geöffnet. Die Premiere, bei welcher „Quo vadis?“ gegeben wurde, war ein gesellschaftliches Ereignis, und denen, die nicht dabei sein konnten, gaben die Zeitungen am folgenden Tag in langen Feuilletons Kunde von der neuen Alliance, um die das Berliner Vergnügungsleben reicher geworden ist. Diese Berichte sind in mancher Beziehung mehr als lehrreich. Fast alle wissen von dem schmucken Gebäude nur das Beste zu sagen, aber manchem der Redakteure liegt es doch im Magen, daß es ausgerechnet ein Kino sein muß, für das ein so vornehmes und gediegenes Heim erstellt wird. Ja, wenn das ein Theater wäre! Auch an dem vorgeführten Film können die meisten nichts Positives aussetzen, auch aus den vorsichtigsten Satzwendungen klingt es heraus, daß da ein Meisterwerk geschaffen wurde. Aber da man doch nun einmal verpflichtet ist, dem Kino einen Schläpferling anzuhängen, verfällt man auf ein höchst einfaches Mittel, dem Premierenbericht einen säuerlichen Anstrich zu geben: Man nörgelt! Und so nimmt man seinen ganzen teutschen Mannesstolz zusammen und räsonniert auf sechzig Zeilen über den — fremden Namen „Cines“, der schauerhaft sei, und bei dem man nicht einmal wisse, ob man der, die oder das „Cines“ sagen müsse. Großartig, nicht wahr? Andere bringen die uralte Vitanelei über die dem Filmdrama beigegebenen erklärenden Inschriften zum hundertsten Mal, und wem auch das nicht genügt, der macht sonst eine allgemein gehaltene schnoddrige Bemerkung und glaubt dadurch wieder einmal ein erhebliches Teil zur Abmürkung des Kinos beigetragen zu haben.

Es gibt aber auch Zeitungen, und mit besonderer Freude sei es konstatiert, führende Blätter, die sich nicht genieren, rückhaltloses Lob zu spenden.

So schreibt z. B. die

„Bosische Zeitung“

u. a.: „Das neue Kineotheater am Nollendorfsplatz hat gestern in einer Generalprobe die Pracht des Filmzaubers entfaltet. Die Vorstellung bewies aufs beste, daß Dr. Hanns Heinz Ewers, der gewissermaßen als Conferencier zur Einführung sprach, mit Recht behaupten konnte, daß auch das Kino die Kunst zu pflegen vermag.“

Der „Kofalanzeiger“ urteilt:

„Das Cines-Theater präsentiert sich als ein Schmuckstück des reizendsten Art, es ist mit auserlesenstem Geschmack ausgestattet.“

In den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ heißt es nicht ohne leisen Schmerz:

„Wunderlich bleibt allerdings, daß es gerade ein Kino sein muß, der uns aufweisen soll, wie man heute intime Theater zu bauen hat.“

Ueber den „Quo vadis?“-Film geben wir das Urteil wieder, das der in Theater- und Kunstdingen maßgebende „Berliner Börsen-Courier“ fällt:

„Der „Quo vadis?“-Film entrollt ein wunderbar plastisches Bild der weltbeherrschenden Roma unter Nero. Die prunkenden Feste und schwelgerischen Mähler am Kaiserhof

ziehen vorüber, die Versammlungen der kleinen Christengemeinde, die sich gläubig um Petrus schart, erscheinen, von grandioſer Wirkung aber ſind vor allem die Szenen, die den Brand der Stadt, die rauchenden Trümmer, die ſtürzenden Mauern, die ſinnlos flüchtenden Menſchen ſchildern, dann jene, die im Koſoſſeum ſpielen und in der gewaltigen Arena die Wettrennen der Quadrigen, das Ringen zwiſchen Gladiatoren und Reſtkämpfern und ſchließlich eine ganze auf das Hinfürlein der Chriſten losgelassene Herde von Löwen zeigen. Selten oder nie zuvor iſt wohl eine ſolche Maſſenentfaltung und ſolche hiſtoriſche Treue, zugleich aber ſolche Geſchicklichkeit des Arrangements auf einem Film zu ſehen geweſen. Und mit Recht darf man „Quo vadis?“ als einen Triumph der Kinematographie anſprechen.“

Und da geht ſo ein melancholiſcher Kritiker hin und fragt: „der, die oder das Eines?“

V.

„Berlin im Film“.

Es iſt Gepflogenheit mancher Zeitungen, ihren Leſern zu Oſtern eine über das gewöhnliche Maß reich ausſtattete Nummer auf den Tiſch zu legen oder Beilagen zu bieten, die irgend einem intereſſanten Gebiet oder einer beſonders aktuelleren Frage gewidmet ſind. Nachdem bereits das Stockholmer „Aſtonbladet“, das bedeutende ſchwediſche Blatt, eine Kinospezialnummer herausgegeben hat, die in erſchöpfender Weiſe alle Fragen des Kinos berührt, — u. a. iſt Sigurd Jbsen, der Sohn Henrik Jbsens, mit einem Beitrag vertreten —, überräſcht nun auch die „Berliner Allgemeine Zeitung“ mit einer Serie von Aufſätzen, die unter dem Titel „Berlin im Film“ alle möglichen kinematographiſchen Probleme anſchneiden. Da iſt von der **Entwicklung** des in enger Bude ſein Daſein friſtenden „**Kientopps**“ zum eleganten luxuriöſen **Lichtſpielhaus** die Rede, das „**Wiederſehen im Film**“, das, manchmal ein Zufall, beim einen freudige, beim andern ſchmerzliche Emotionen auslöst, wird in zwei hübschen Ausſchnitten geſchildert, dem Verhältnis des „lieben“ Publikums zum Kurbelmann, der mitten im Gewühl der Straße ſein nicht immer angenehmes Handwerk ausübt, werden nachdenkliche Betrachtungen zuteil, die **Zukunft des Films** findet in knapper Form eine etwas weitblickende Erörterung — kurz, man findet in der verdienſtlichen Nummer viel des Interreſſanten.

Wir entnehmen ihr die ſchöne Skizze:

Das Wiederſehen im Film.

In dem brandenden Gewühl, in der unüberſehbaren Steinwüſte, unter den Millionen Menſchen der Weltſtadt untertauchen zu können, wann und wo immer es ihm beliebt, iſt des Berliners, wie jedes Großſtädters Stolz. Aber es gibt Bedauernswerte, die nicht nur in ihren beſcheidenen vier Pfählen, die im dichtesten Straßengewimmel, in vollgepfachten Konzertiſtallen, in den von tauſend Bewohnern bevölkerten Mietskaſernen mütterjeelenallein und verlaſſen daſtehen. Niemand weiß von ihrer Exiſtenz, nie-

mals hören ſie von fremden Lippen ihren Namen nennen. Das unheimliche, unendliche Meer menſchlicher Vereinsamung iſt längſt über ihnen zuſammengeſchlagen. Namenlos und ungenannt leben ſie; namenlos finden ſie dereinſt ihr Ende, und eine trockene Zeile im Polizeibericht tut ihrer zum letzten Male Erwähnung. Aber nicht immer waren ſie vereinsamt; vor Jahren haben ſie unter der Laſt unerträgliches Leides, unter dem Zwange unabwendbaren Verhängniſſes die Brücken hinter ſich abgebrochen, die ſie mit der Mit- und Umwelt verbanden. Sie wiſſen nichts mehr von den Angehörigen, und dieſen gilt das verſchollene Familienmitglied als tot; verdorben und geſtorben. Da führt den Einſamen eines Tages der Zufall über eine vom Weltſtadtverkehr umbrauſte Brücke. Unſicher iſt ſein Schritt; denn in der Abgelegenheit ſeines ſtillen Wohnviertels, weit weit draußen am Rande der Stadt, hat er es ſaſt verlernt, ſich mit der ſelbſtverſtändlichen Sicherheit des Berliners im Straßenverkehr zu bewegen. Ein Mann mit einer Art photographiſchen Apparates, der drüben an der Brüſtung der Brücke ſteht und unaufhaltſam eine Kurbel drehend bewegt, feſſelt ſeine Aufmerkſamkeit. Er hat ja Zeit; er bleibt ſtehen und ſchaut dem ſeltſamen Beginnen des Mannes zu, bis ihn der raſtlos ſlutende Verkehrsſtrom halb wider Willen weiterführt . . .

Eines Tages wird im Kino eine Berliner Straßenszene vorgeführt. Menſchen gehen und kommen; Automobile ſitzen einher; ſchwerfällig ſchieben ſich Omnibuſſe und Straßenbahnwagen über die Brücke. Da hört man aus dem Dunkel des Saales auf einmal einen halb unterdrückten Ausruf: „Water! — Mutter, haſt du nich Watern jeſehn?“ — Ein paar Leute lachen; einige andere wenden ſich nach der Knabenſtimme um, die laut geworden; aber längſt iſt die Szene vorübergehuſcht. Ein gedämpftes, erregtes Geſpräch entſpinnt ſich zwiſchen dem Jungen, der und der neben ihm ſitzenden, abgehärmten Frau. Dann wird alles ſtill.

Aber in ſaſt unerträglichlicher Spannung ſitzen zwei Menſchen die beiden nächſten Stunden hindurch in dem heißen, menſchenerfüllten Raum und harren der Wiederkehr des Films. Jetzt hat das Programm von neuem begonnen; nun kommt nur noch der Scherz „Amanda beim Kaffeekochen“, bevor die Straßenszene aufs neue an der Reihe iſt. Aber Mutter und Sohn, die vorher laut über die ungeſchickte Kaffeeköchin gelacht haben, ſehen nicht mehr, wie die junge Frau bei ihren Kochkünſten erſt die Küche und dann das ganze Haus unter Waſſer ſetzt. Ihre Herzen klopfen zum Zerſpringen; denn nun erſcheint wieder die bekannte Brücke mit ihrem Verkehrsgewühl. Und da — deutlich hebt er ſich, mit dem Geſicht in den Saal gewandt, von den vorbeihauſenden Menſchen ab — blickt wieder der einſame Wanderer auf, bleibt eine Weiße ſtehen und verſchwindet endlich unter den Paſſanten.

Mit Haſt und in Aufregung verlaſſen beide ihren Platz. Kein Zweifel! Es iſt Water, der ſeit fünf Jahren Verſchollene, Totgeglaubte! Anderen Tages geht es zur Filmgeſellſchaft, die das Bild, wie gleich feſtgeſtellt wird, erſt vor einer Woche aufgenommen, geht's zur Polizei. Die zuckt mit den Achſeln:

„Wenn Sie die Wohnung nicht wiſſen — gemeldet iſt er nicht! — Wo ſollen wir ihn ſuchen?“